

Wilfried Winkler

HÄFEN

Ein Bericht aus der Untersuchungshaft



Tiroler Autor/inn/en Kooperative

HÄFENGESETZE

Sie beginnen meist damit, daß der in die Zelle neu Eingewiesene am ersten Tag verschiedene Prozeduren über sich ergehen lassen muß. Eine davon ist z. B. die sogenannte Feuerwache, die hauptsächlich dazu dient, sich vor den Zellenkameraden und den Beamten lächerlich machen zu lassen. Dem Neuen wird befohlen, von 20 Uhr bis 22 Uhr mit Besen und Wassereimer bewaffnet, an der Zellentür zu sitzen und auf besondere Vorkommnisse zu achten. Dabei wird hinterlistigerweise von einem Zellenkollegen der Signalknopf gedrückt. Erscheint dann der Beamte, hat der an der Tür Sitzende zu antworten: „Keine besonderen Vorkommnisse, Herr Beamter!“

Die Prozedur wird so lange wiederholt, bis der Beamte entweder auf die Signallampe keine Reaktion mehr zeigt, oder dem Dasitzenden mit Strafen droht.

Untersuchungshäftlingen, die schon Monate hinter Gittern verbringen, ist jedes Mittel recht, um etwas Abwechslung in den Zellenalltag zu bringen. Es gibt — besonders bei den Lebenslänglichen — auch noch viel brutalere Willkommenszeremonien. Wenn bei denen ein Neuer in die Zelle kommt, und er ist jünger als die anderen, dann kann es vorkommen, daß dieser zur Begrüßung nach Strich und Faden vergewaltigt wird. Die Lebenslänglichen sind zu einem hohen Prozentsatz homosexuell. Das heißt, sie werden es mit der Zeit. Nach zehn Jahren Haft wissen sie nicht mehr, wie ein Weiberarsch aussieht. Arsch ist Arsch. Je jünger, desto besser. Entweder man unterwirft sich solchen Häfengesetzen, oder man hat beim Spaziergang ein Messer stecken. Die Häftlinge verschaffen sich eigene Verordnungen, bilden vorübergehend einen eigenen Staat mit einem eigenen Rechtssystem. Notorische Häfenbrüder sind ständig zwischen zwei Rechtssystemen hin- und hergeworfen. Im Häfen sind genau jene Gesetze erlaubt, die in der Öffentlichkeit verboten sind.

Oft kann ein mehrfach Inhaftierter zwischen öffentlichem Gesetz und Häfengesetz gar nicht mehr unterscheiden und landet allein schon deshalb immer wieder hinter Gittern.

Beim Austritt in den Spazierhof wird einer über die Stiege gestoßen. Ergebnis: Rippenbrüche, Quetschungen, Nasenbeinbruch.

Der Verletzte hat einen anderen Häftling wegen einer Tablettengeschichte verpiffen und muß nun laut Häfengesetz dafür bestraft werden. Die Ausforschung des Täters bleibt ergebnislos. Das Opfer soll laut Angaben der Verhörten selbst gestolpert sein. Die am schärfsten zu bestrafenden Verbrechen im Häfen sind ‚Fladern‘, ‚Wamsen‘ und ‚Landler auflegen‘ — also Diebstahl, Vertrauensmißbrauch und Lügen, dann folgt ‚Arschkriechen‘ und ‚Im Stich lassen‘, das ist z. B. trotz Tablettenvorrates keine Tabletten zu verschenken. Kameradschaftsdiebstahl kann in hartnäckigen Fällen sogar bei der Gefängnisleitung angezeigt werden. Wird der Dieb überführt, drohen zusätzliche Strafen bis zu sechs Monaten. Meistens wird jedoch von einer Anzeige Abstand genommen und die Angelegenheit per Häfengesetz — also durch Erniedrigungen und Sklavendienste — bereinigt. Wahre Häfenfreundschaften innerhalb einer Zelle sind undenkbar und werden auch selten geschlossen, zumal Freundschaftsbildungen in den Zellen von der Gefängnisleitung bewußt unterbunden werden. Dafür sorgt schon das gut ausgestufte Auswahlssystem der Häftlingunterbringung: Intellektuelle werden zu Analphabeten gelegt, überzeugte Nichtraucher zu Kettenrauchern, Drogensüchtige zu Leistungssportlern und zu Gesundheitsfanatikern, Stockschwule zu Ehemännern, notorische Schwerverbrecher zu Erstmaligen. Ein krasses Beispiel: Ein wegen Unzucht mit einer Achtjährigen angeklagter Häftling ist zu einem Familienvater mit drei Töchtern von sieben bis vierzehn Jahren in eine Zelle gesperrt.

HÄFENKOLLER

Der berühmt-berüchtigte Häfenkoller zeigt viele Gesichter. Die Situation in der Zelle wird manchmal so unerträglich, daß man alles mögliche unternimmt, alles mögliche versucht und sich bei stundenlangem Auf- und Abgehen in der Zelle überlegt, wie man wenigstens für ein paar Stunden das trostlose Häfendasein etwas abwechslungsreicher gestalten könnte.

Meine beiden Zimmerkollegen Fredy und Rambo befinden sich in einer bedenklichen Stimmung. Sie überlegen sich krampfhaft, wie sie den heutigen Abend hinter sich bringen könnten. Fredy macht sich an einer Bananenschale zu schaffen, kratzt mit einem Messer das Weiße heraus und zieht lange Fäden aus der Schale. Dann geben sie diese Fäden auf ein Blatt Papier und legen es vorsichtig auf die Zentralheizung. Sie warten. Nun werden die Fäden mit ein paar Tropfen Rasierwasser oder hochprozentigem Parfum in Zigarettenpapier gewickelt und geraucht.

„Und als Draufgabe noch eine Tablette Melleril, dann lieg ich heut' bestimmt in der Glut.“

Mit diesen Worten zieht Fredy den Qualm in gierigen Lungenzügen bis in die letzten Kanälchen. Rambo verlangt ungeduldig nach dem Joint und reißt diesen an sich.

Giacomo und ich sehen einander an, das Lachen ist uns vergangen. Nach zehn Minuten lesen wir aus Rambos Gesicht, daß ein paar Parfumentropfen durchaus ihre Wirkung haben. Er ist blaß wie eine Leiche, schwankt, stößt benommen gegen die Wände, muß sich festhalten, fährt mit den Händen durch's Haar, seine Pupillen haben sich merkbar verkleinert, er läßt sich ins Bett fallen, Augen geschlossen, hüpf aber wieder sofort auf, schlendert mit lockeren, tänzelnden Bewegungen in Richtung Türe, dreht sich plötzlich um, bückt sich, schnell in die Höhe und schwärmt: „So mach ich locker noch ein Jahr Häfen . . .“

Rambo liegt leichenblaß mit geschlossenen Augen im Bett. Aber die Trostlosigkeit kommt bald wieder. Das Gefühl war zu kurz, und Fredy gibt sich damit keineswegs zufrieden. Plötzlich liegen auf dem Tisch mehrere Arten von Tabletten: Rohypnol, Libanex, Melleril, Valium . . . Es ist mir ein Rätsel, woher sie gekommen sind. Ich begreife die Welt nicht mehr. Mit dem Löffel zerdrückt Fredy eine Melleril-Tablette, während Rambo schon wieder gierig an einer Bananenzigarette saugt. Fredy formt nun einen Papierzettel zu einem Röllchen und teilt den Tablettenstaub in zwei gleiche Hälften. Er zögert einen Augenblick:

„Rambo, gib mir zuerst noch einmal einen Zug von deinem Tschick, ich muß mir Mut anheizen!“

Der Lungenzug zeigt seine Wirkung, Fredy ist gelöster. Jetzt setzt er das eine Ende des Röllchens an sein Nasenloch, das andere an eines der beiden Häufchen. Er kneift die Augen zusammen und zieht den Staub ein, blitzschneller Seitenwechsel, anderes Nasenloch, das zweite Häufchen verschwindet.

Fredys Gesicht beginnt zu zucken, jeder Nerv scheint zu rebellieren. Seine Augen beginnen zu tränen, seine Stirn legt sich in krampfhaft in Runzeln, seine Augen flimmern.

Ich stehe mit offenem Mund vor seinem Bett, bin unschlüssig, ob ich den Stockbeamten holen oder die Mutter Gottes um Gnade anflehen soll. Ich entscheide mich für die Mutter Gottes.

Fredys Gesicht heitert sich auf. Er schaut uns an, als ob wir durchsichtig wären.

„Uhh! Mensch . . . guat! Super! Die isch oben . . .“
Er greift zu Rambos Bananenjoint: „Super . . .“

Mit weichen Knien federt er wieder an den Tisch, greift zur nächsten Tablette, zermalmt sie mit dem Löffel. Er ist nicht mehr fähig, die Tabletten zu zerkleinern, greift zum Becher, kehrt die restlichen Tabletten hinein und trinkt ihn bis auf den letzten Tropfen aus. Eine blaue Valium bleibt am Innenboden des Bechers kleben . . .

Während sich Fredy schüttelt, liegt Rambo immer noch bleich in seinem Bett und starrt lächelnd mitten ins Neonlicht. Er murmelt etwas von „herrlich“ und „noch zwei Wochen“, dann schläft er mit offenen Augen ein.

Fredy aber präsentiert uns eine Häfen-Show: Er feder unter wilden Gebärden durchs Zimmer, sein Gesicht ist zu einer entsetzlichen Fratze geformt. Er hebt die Hände wie ein Würger in die Luft und stammelt mit lallender Stimme: „Psychopax, Pfüchopapf . . .“

Seine Haare stehen wild zu Berge, seine Augen drehen sich in alle Richtungen, während aus seinen bläulich angeschwollenen Lippen immer Reste von „Pfocho, Pfücho, Pfoxapf“ fallen. Sein Hals verkrampft sich, die Sehnenstränge stehen zentimeterweit heraus. Er wirkt wie eine angriffslustige Kobra. Die Beine knicken unter seinem Körper ein, spreizen sich, stehen im zuletzt beinahe waagrecht von seinem Unterkörper weg. Dabei wird er selbst von kurzen Lachkrämpfen befallen.

Wir drücken uns das Kissen vor das Gesicht, um die Lachschreie vor den Beamten abzdämpfen. Wir sind zufrieden. Bald aber sitzt Fredy auf der Tischkante und fährt sich mit den Händen an die Stirn: „Uff, mir wird . . . schw . . . schwarz . . . vor den Augen, . . . überall kribbeln . . .“ Er lallt ein paar unverständliche Fetzen, klappt plötzlich zusammen und rettet sich mit letzter Kraft ins Bett. Es dauert keine halbe Minute bis er völlig flach liegt und wegkippt. Seine letzten Worte klingen nach „Psyfgaz“. Der Zusammenbruch geht derartig schnell, daß wir vorerst glauben, Fredy spiele Theater. Erst bei seinen lauten Schnarchgeräuschen sind wir sicher: Die Tabletten haben ihre Wirkung angetreten. Er ist erledigt, unbeweglich, starr, fast tot. Nur sein Herz pocht wie rasend . . .

Der nächste Morgen wird für unseren „Psychopax-Fredy“ zum Horrortrip. Er lallt unverständliche Worte in sein verschwitztes Kopfpolster und steigt mit geschlossenen Augen aus dem Bett. Seine Augenlider sind knallrot angeschwollen,

er tastet sich nach vorne, schwankt gegen die WC-Umzäunung und fällt beinahe ins Klosett. Irgendwie schafft er es doch, sich auf den Abortdeckel zu setzen. Bald darauf verliert er wieder die Besinnung, sein Kopf fällt ihm vornüber zwischen die Knie. Als das Frühstückskommando die von Malzkaffee überschwappenden Becher in die Zelle reicht, wacht Fredy kurz auf, er deutet mit einer schwebenden Handbewegung an, man solle ihm eine Zigarette reichen. Die Hand plumpst willenlos nach unten, er öffnet kurz seine Augen. Ich bekomme eine Gänsehaut. Diese Augen gleichen denen eines Monsters, schlimmer noch, die Äderchen müssen der Reihe nach aufgeplatzt sein. Seine Gesichtsfarbe wechselt von gelb bis schwarz-weiß, die Lippen sind wie ein Ballon angeschwollen. Ich sehe einen lebenden Toten auf der Klomuschel sitzen. Während wir frühstücken, kämpft er sich zurück ins Bett und schläft vom Fleck weg ein. Um sieben Uhr werden Giacomo und Rambo zum Spaziergang abgeholt. Ich bleibe mit Fredy in der Zelle. Plötzlich steht er vor mir, scheint mich aber nicht zu erkennen. Er will sich ein Brot holen, greift ins Leere und versucht es ein weiteres Mal. Es gelingt ihm nicht. „Nie wieder . . . nie . . . nie . . . wieder!“ Seine knallroten Augen sind starr, kein Blinzeln, er kann sie nicht mehr bewegen. Nachdem er sich die Margarine auf die Hände geschmiert hat, kriecht er wieder ins Bett. Er schläft sofort ein.

Beim Abendessen zeigt er noch immer keine Reaktion. Wir reden ihm zu, doch eine Kleinigkeit zu essen, um die Wirkung der Tabletten abzuschwächen. Wir setzen ihn aufrecht ins Bett und löffeln ihm das Beuschel langsam in den Schlund. Er schluckt, er scheint sogar Hunger zu haben. Rambo dreht ihm eine Zigarette, da Fredys Hände ihm immer noch den Dienst versagen. Dann schläft er beinahe friedlich ein. Bis zum nächsten Morgen haben die Tabletten ihre Wirkung verloren. Fredy ist für beinahe 35 Stunden der engen Zelle entflohen, 35 Stunden das Gefühl, nicht im Häfen, sondern in der Hölle zu sein.

Bestelladresse:

Tiroler Autor/inn/en Kooperative
z. Hd. ORTNER Hans
Innstraße 75
6020 I n n s b r u c k